

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 2

Artikel: Albin Indergand [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— ❧ — Albin Indergand. ❧ —

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Ernst Zahn**, Göschenen.

(Fortsetzung).

Der Präses! Was für ein Mann dieser Johann Karl Zum Brunn ist, dieser Präses! Am Leib ein Niese! an Geist? Ich kenne ihn noch kaum, und habe noch zu wenig von ihm erfahren, aber ich glaubte nicht, daß in eines Bauern Haupt Gedanken eines Staatsmanns wohnten. Der Präses spricht von den Dingen der großen Welt als stände er am Staatsruder eines

zu reden. Er sei ein Vater und Berater überall, vor allem aber seinem eigenen Hause. Es sei deshalb auch kein musterhafterer Haushalt zu finden, als der seine, und wie in der Gemeinde, so sei sein Wille daheim der eine und gültige. Ich frage mich, ob ich in diesem Manne einen von denen treffe, die nur deshalb so mächtig und so wohlgeraten sind, weil alles sich ihrem Willen



Sonnenuntergang. (Die letzten Tage Ludwig XIV.). Gemälde von Eugen Burnand.

Königreiches statt einer Berggemeinde. Hier scheint sein Wille Gesetz, vielleicht daß der Pfarrer schwer hat, neben diesem Einzigen zu stehen. Die Bauern, wenn sie reden, sind wie sein Echo. Der Rat der Gemeinde ahmt ihn selbst in seinem Wesen nach. Er ist die Ruhe und Selbstbeherrschung selber, und er scheint wohlbeschlagen in Rechten und Gesetzen, das mag ihm vor allem Uebergewicht verschaffen. Ich habe aber noch nie einen Mann von solchem Einfluß auf ein ganzes Volk gesehen! Die Agatha — meine Magd, — ich muß lächeln, wenn ich mir ihren Eifer vergegenwärtige, — weiß von diesem Präses als einem Wunder von Brauchheit, Rechtlichkeit und Arbeitskraft

beugt, wie das Korn dem leichten Wind, ob nicht Herrschsucht seine Kraft und sein Wert nur äußerlich ist. Es war mir doch, als hätte in einem einzigen Blicke seiner Augen eine leise Unsicherheit gelegen! Wie, wenn das Vertrauen der anderen größer wäre, als das, das er in sich selber setzt!

Aber was rede und schreibe ich! Alles deutet darauf, daß ich mich täusche und ist er, was sie ihn heißen, wie will ich mich über ihn freuen! So war er allein meinem Kommen Lohn genug!

Zudem, was brauche ich über andere nachzusinnen, da ich über mich selbst noch nicht ausgesonnen habe. Mein Weg, mein Tagwerk, alles ist neu! Kann ich

sagen, ob ich der Mann bin, der an diese Stelle gehört? Als sich vor drei Tagen das letzte Bergthor hinter mir schloß, war mir freilich zu Mut, als sei ich für die Zeit meines Lebens in dieses Thal getreten. Und — ich will auch dieses aufzeichnen, obwohl ich nicht abergläubisch bin — als ich diesen Morgen nach der Kirche schritt, schwebte eine ungeheure Schaar von Krähen über dem Thal und hoch über meinem Haupte und hoch über dem Gotteshaus. Sie waren so zahlreich, daß sie wie eine dunkle Wolke waren. Zuweilen, während sie sich langsam verzogen, klang vereinzelt ein halb klagender, halb spottender Schrei aus großer und immer größerer Ferne. Das war, als ich zu meiner ersten Predigt ging! Ich bin nicht abergläubisch! Aber es möchte ja sein, daß mir bestimmt wäre, in und mit diesem Thale schwere Zeit zu sehen. Wir schreiben das Jahr 1789 und seit es begann, erzittert die Welt von einem heimlichen Grollen und Rollen, als gingen die dumpfen Vorboden eines Bebens in ihrem Leibe. Die Völker murren wider ihre Fürsten. Es ist viel Leichtsin, viel Verworfenheit an den Herrschern, und es mottet ein Zorn wie ein gefährliches Feuer in den Beherrschten. Wenn es die dünn gewordene Decke der Zucht durchbräche! Mein Gott, bewahre uns vor den Flammen, mit denen es zum Brande würde! Die Glut, ich weiß nicht, warum ich das nun weiß, sie möchte so riesenrot am Himmel stehen, daß sie in dieses verlorene Thal leuchtete und ihm Schrecken brächte.

Aber ich schreibe und schreibe. Die Hand ist ein



Holzhauser aus dem Wallis. Skizze von Eugen Burnand.

zu eiliger Diener des flüchtigen Sinnes, und ich bin nicht zu sinnen und zu schreiben Pfarrer zu Anderhalden geworden, ich habe Thaten zu suchen. Und ich gehe morgen darnach aus.

Ich will den Bauer im Lau-Gel besuchen, den, der nicht in meine Kirche kommt. Dieser Knabe, der mir den Gruß verweigerte — dieser und der Präses — sie geben mir beide zu denken."

Als der Pfarrer so weit geschrieben hatte, war es längst Nacht geworden. Die Agatha war einmal hereingetreten, hatte stillschweigend ein Licht vor ihn hingestellt und war wieder verschwunden. Jetzt, da er die Feder bei Seite gelegt hatte und aufgestanden war, sah sie durch die Thürspalte. Nach einer kurzen Weile trug sie ihm das Abendbrot auf.

Der Pfarrer hatte seine Blätter zusammengeslagen und sie verschlossen, er fuhr sich über die Stirn und das braune Haar und setzte sich hinter den Tisch auf die Wandbank.

"Du setzt nur einen Teller auf?" sagte er zur Magd, während sie das Zinngeschirr zurechtrückte.

"Ja," sagte sie und sah ihn gerade an, "die Magd gehört in die Küche!"

Er lächelte. "Nun ich eingewohnt bin, nicht mehr," sagte er, "wir müssen zusammen hausen, so teilen wir redlich zusammen. Hole dir dein Besteck." Da ging sie folgsam hinaus und legte den Tisch auch für sich. Aber ehe sie sich ihm gegenüber niederließ, sah sie ihn wiederum mit ihren hellen Blicken an.

"Daß Ihr es wißt, Pfarrer, ich würde nicht jedem glauben, der mir diese Vertraulichkeit böte, daß er es recht meint."

Dem Geistlichen stieg ein leises Rot in die Wangen, es verschönte ihn seltsam und gab ihm eine stille Würde. "Deine Offenheit in Ehren, Mädchen, aber du vergiffest, daß du mit dem Pfarrer haust."

"Wer ein schlechtes Herz hat, macht es nicht besser, wenn er den schwarzen Rock darüberzieht", gab sie zurück.

Der Pfarrer schwieg. Aber er that einen tiefen Atemzug und es wollte ihm zum zwanzigsten Male durch den Sinn gehen, daß ein gesunderer Hauch in dieser niederen Hütte wohne, als in dem Prunksale des Abts, wenn er zu Häupten an den Eßtischen der Mönche saß.

Sie aßen schweigend. Erst, als sie das Besteck bei Seite legten, fragte der Pfarrer die Magd. "Kennst du den Bauer vom Lau-Gel?"

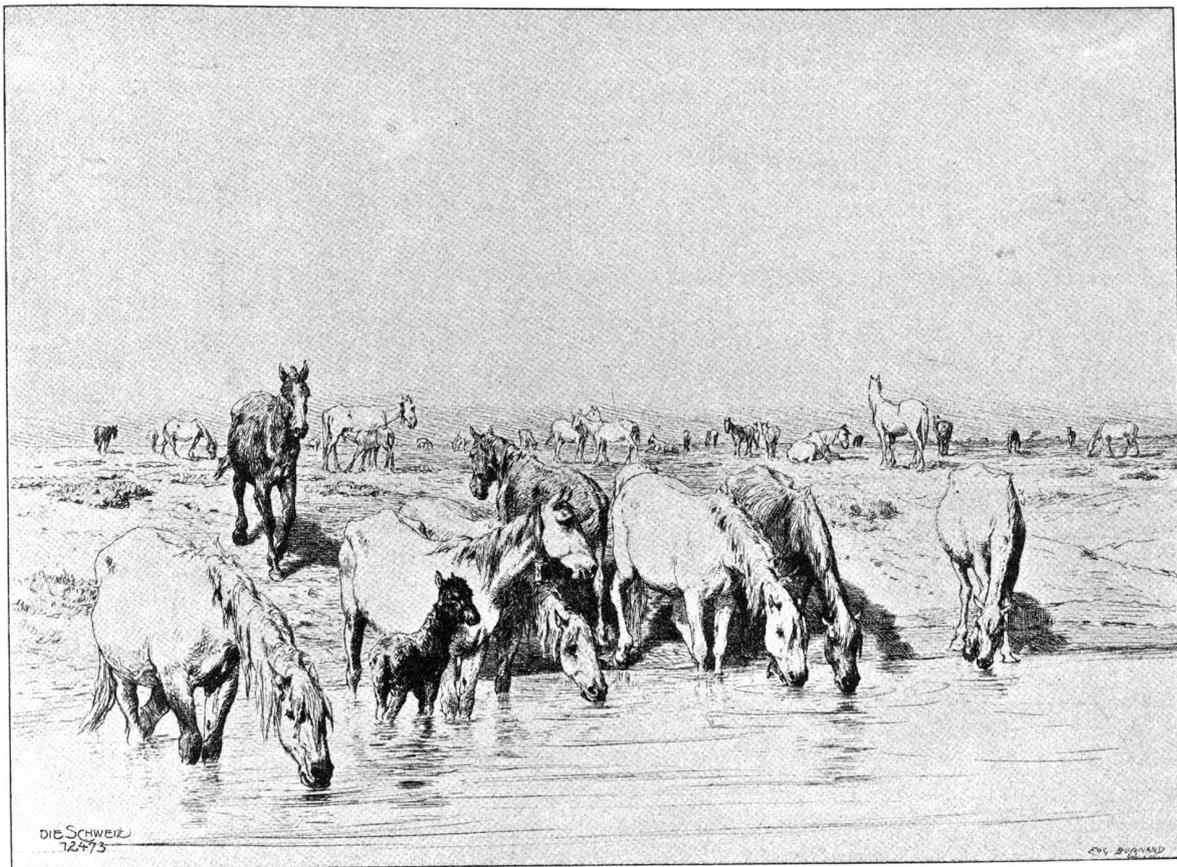
Die Agatha war schon aufgestanden. "Gewiß," sagte sie. "Den Josef Andergand meint Ihr."

"Ja, und wie heißt sein Bub?"

"Da müßt Ihr mir schon sagen, welcher? Er hat ihrer sieben."



Berner Bauernhaus (Ferme Suisse).
Nach dem Gemälde von Eugen Burnand, Moudon.
Phot. J. Boissonas, Genf.



Früch Wasser. Nach einer Radierung Eugen Burnands aus „Miróio“. Mit freundlicher Erlaubnis der Firma Gachette & Co., Paris.

„Er ist vielleicht fünfzehn Jahre. Und hat zwei Augen im Kopf, wie ich sie kaum je gesehen habe.“

„Freche Augen, ja,“ fiel die Agatha herb ein.

„Frech?“ redete der Pfarrer sinnend, „ich weiß nicht, es lag ein Schein darinnen, als steckte in dem Buben mehr als in vielen andern. Er hat ein kluges Gesicht.“

„Versprecht Euch von dem nichts. Der müßte nicht den Fost zum Vater haben. Der Albin ist sein ältester. Der zeigt, was für ein Unkraut in der Hütte wächst.“

„Die Leute scheinen im Dorfe ein schlechtes Ansehen zu haben,“ sagte der Pfarrer wieder.

„Ja, denen sagt freilich keiner viel gutes nach.“

„Und warum?“

Die Magd war an den Tisch herangetreten und hatte die Hände auf die Lehne einer Stabellle gelegt. „Ich rede den Leuten nicht gerne Böses nach, aber weil Ihr mich fragt, will ich es Euch sagen. Der Indergand ist ein heimlicher, einer, dem keiner etwas Gutes zutraut, und dem doch niemand etwas Schlechtes nachzureden wagt, weil sie ihn alle fürchten. In den Wirtshäusern könnt Ihr den vom Laui-G& oft und oft sehen, in der Kirche ist er noch nie gewesen. Seit mehr als

einem Jahr ist sein Weib krank, aber er hat noch niemand zu ihr gelassen. Er hat ein verlottertes Heimwesen. Er treibt Holz- und Wildfrevel. Derwegen hat er vor einem Jahr zwei Monat sitzen müssen. Mein Schwager, der Walker, der Wildhüter ist, hat ihn verzeigt, und seitdem hat der andere einen Haß auf ihn und hat ihm das Leben abgesprochen. Wenn Ihr den Indergand gesehen haben werdet, so werdet Ihr mir glauben, daß er so etwas thun könnte. Nun, und der Walker ist ein braver Mann, und meine Schwester ist schwächlich, und sie haben Kinder! Jetzt werdet Ihr schon wissen, warum ich den Indergand nicht mag!“

Sie hatte sich heiß geredet, neben dem Zorn, der aus ihren Augen sprach, sah der Pfarrer eine heimliche Angst stehen. Sein Entschluß, die vom Laui-G& aufzusuchen, wurde noch fester. Es war ihm, als müßte er den Gang thun, um ein Unglück zu verhüten.

3. Kapitel.

Der Tag war nicht hell. Das Neufthtal herab wehte der Föhn, stoßweise, aber mit einer Macht, die die Wälder aus ihrer Winterruhe schreckte. Der Pfarrherr schritt die Straße aus Anderthalben hinab. Er hatte

einen Mantel umgeschlagen, trug Schafwollstrümpfe und in der Hand einen schweren Stock. Der Wind kam hinter ihm aus dem Dorfe gefahren und warf sich hinterwärts über ihn, daß er sich stemmen mußte, um nicht aufs Gesicht geschleudert zu werden. Aus der Mattenreißschlucht klang die Stimme des Sturmes wie Winkeln, der Wald am jenseitigen Ufer rauschte, als bräche eine Wildflut aus dem Mattenthal. Die Luft war voll fliegenden Schnees, an den hohen Lehnen konnte man ihn gleich Wolken aufstäuben sehen. Der Himmel war grau. Nur über der großen Windgelle war ein blauer, leuchtender Riß, durch den spielte die Sonne und warf ein schwefelgelbes, unheimliches Licht auf den mächtigen Berg, von dem ein Nebelgebilde sich langsam und schlank gerade in den Lichtschein erhob, als stehe ein ver-schleiertes Weib von ihrem weißen Lager auf.

Der Pfarrherr schritt rüstig aus. Er hatte sich den Weg von der Agatha weisen lassen. Der Schnee war hart, auf der schmalen Straße, die fast nur Saumweg war, war eine noch schmalere Spur getreten. Seit der Schlitten ihn, den Pfarrherrn, gen Anderhalden geführt hatte, war hier keiner mehr gefahren. Aber der schwere Holzschuh des Bauers schaffte eine starke Spur; so fand der Hochwürdige eine Bahn. Als er die Wegwindung erreicht hatte, wo ihm der Bub vom Laui-G&C begegnet war, trat er an den Rand der Straße, sah sich nach dem jenseitigen Wege um, und suchte in der Tiefe den Steg. Er sah, wie zwei frischgeschlagene Tannen über den um diese Zeit wasserarmen Bach gelegt waren, ein Brett lag zwischen ihnen. Es war eine schwindelige Brücke. Er begann vorsichtig den Abstieg über die steile Halbe dem Bach zu. Einzelne Tritte im hohen, knirschenden Schnee waren ihm Wegweiser und Stütze zugleich. So erreichte er den Steg und überschritt auch diesen; er zitterte und schwankte, und unter ihm schoß das Wasser vorbei. Als er auf dem jenseitigen Ufer stand, hielt der Pfarrherr inne. Wieder sah er die Fußspur im Schnee. Sie führte steil hinan, und wenn das Auge sie suchte, schmerzte es, denn der Schnee blendete, obwohl keine Sonne war. Darnach wölbte sich die Lehne in mächtiger, schimmern-der Breite. Aber je höher er ansteigend kam, desto schärfer traf ihn der vom Wind gejagte körnige Schnee, traf ihn das Gesicht gleich Peitschenschlägen, und manchmal rang er mit dem Winde, daß der ihn nicht werfe. Als er hoch genug gestiegen war, um Ausblick halten zu können, blieb er wiederum stehen und zog den Mantel enger um sich. Dann ließ er die Blicke in die Runde gehn. Jenseits sah er Anderhalten stehen, über allem die Kirche, seine leuchtende, auf die er so stolz war, so kurz er sie erst besaß. Mußte sie dem Bauer von Laui-G&C nicht ins Gewissen leuchten! Als

er dieses und seines Wegzieles gedachte, hob er an, nach seiner Hütte zu forschen. Ein Dach, das wie mit frischem Holze verschlagen, über den Schnee hernieder-schaute, hielt seine Blicke fest. Er stieg höher hinan. Da sah er eine große, dunkle Hütte einsam auf einer Rippe des Berges stehen. Diesseits und jenseits dieser Erhebung waren tiefe, breite Einschnitte, die wie die Betten gewaltiger Ströme waren. Ob diesen war der hohe Berg bis an seine höchsten Spizen kahl und un-bewaldet, aber die Rippe trug über sich gleich einer düsteren Braue einen schönen, dunkeln, starken Wald. Der mochte die einsame Hütte schützen, wenn zur warmen Föhnzeit und im Frühling die Lawinen durch die Thäler brachen. Dennoch schien es, als hätten die Schnee-stürze zu beiden Seiten des Waldes gefressen. Einzelne Stümpfe und der Spitzen beraubte Stämme ragten dort in die Luft. Ob der Laui-G&C-Bauer für immer sicher war? Einweg war es ein unfreudiges Hausen, derweilen der Tod zur Linken und zur Rechten auf Bergen Schnees zu Thale ritt. „Er versucht Gott,“ regte sich der Priester in dem Pfarrherrn, derweilen er sich anschickte, in den einen der beiden Einschnitte hinabzusteigen.

Als er die jenseitige Steigung überwunden, sah er, daß Menschen vor der Hütte des Andergand waren, und Artschläge hallten ihm entgegen. Er ging mit leicht ermüdeten Schritten darauf zu und gewährte, näher kommend, einen Mann und einen jungen Burschen, die die Aelte handhabten, während eine Anzahl Kinder sich in ihrer Nähe herumtrieb, das geschlagene Holz zusammenlaffen, solches auf Traggabeln luden und in die Hütte schafften. Diese war ein fester Bau, ihre Wände waren grauschwarz, ihre bleigefärbten Scheiben trüb. Das Dach war aus weißschimmernden Brettern und Schindeln neu gefügt und stach sonderbar von dem dunkeln Untergerüst ab. Eine kurze, halb zerfallene Steintreppe führte zu der rauchgeschwärzten Thür empor. Auf der Treppe stand ein Knabe; der wies mit der Hand nach dem Ankömmling hinüber. Da ließen die beiden Schaffenden die Aelte sinken und schauten ihm entgegen. Der Pfarrherr konnte hören, wie der Bursche dem Bauern ein hastiges Wort zuwarf. Dieser wendete sich zur Arbeit zurück, auch der Bub griff wieder zum Beil. Der Pfarrherr kannte den letzteren, es war der, den die Agatha Albin genannt hatte. Er stieg bis dicht an die beiden heran, sie achteten seiner nicht. Nur die Kinder gafften ihn mit großen Augen an, und die älteren stießen sich mit den Ellbogen und kicherten spöttisch, während er grüßte und umsonst auf eine Er-widerung seines Grußes wartete. Er hatte den Blick auf den Andergand gerichtet. Der hatte eine lange und hagere Gestalt, so, als sei sein Körper aus lauter



Eine Winterwanderung. Nach einer Radierung Eugène Burnands aus „Mireio“.
Mit Genehmigung der Firma Gachette & Co., Paris.

Schneen gebildet. Seine Kleidung war schlecht und zertragen, dürre dunkle Arme schauten aus dem rohlinnigen Hemde, wenn sie zuschlügen, schienen sie eins mit Eisen und Stiel des Beils an Härte. Sein Kopf war unbedeckt, der Wind fuhr ihm durch das spärliche, leicht gewellte schwarze Haar, sein Gesicht war braun und furchig und hager wie sein Leib.

„Grüß' Euch Gott, Jost Adergand,“ sagte der Pfarrherr ganz laut. Da erst stützte sich der Bauer auf seine schwere Art und wandte das Gesicht halb dem Gaste zu. Der Pfarrherr sah, daß es dem des Jungen ähnlich war. Die Züge hatten denselben kühnen Schnitt, aber um den dünnlippigen Mund spielte ein Ausdruck der Verschlagenheit. Das Gesicht war bartlos, schwere Brauen liefen über die Stirn. Darunter glühten graue, böse Augen, der Priester hatte nie einen solchen Blick gesehen. Er war scharf und frech, klug und finster zugleich, jetzt leuchtete er wie in plötzlicher Wildheit auf und jetzt wieder sank sein Feuer nach innen und er schien aus dem Innersten der Augenhöhlen wie das Raubtier aus dem Bau zu lauern.

„Tag,“ hatte der Bauer kurz den Gruß zurückgegeben und zögernd sich dem Pfarrherrn völlig zugedreht, als sollte ihm deutlich werden, daß sein Besuch nicht willkommen sei.

„Ich bin der neue Pfarrer,“ sagte der Geistliche ruhig.

„Habt Ihr Euch verirrt?“ gab der andere zurück und beugte sich schon wieder nach einem Holzstück.

„Wenn Ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu Euch kommen,“ redete der Pfarrer.

„Da seid Ihr an den falschen gekommen. Ich brauche keinen Besuch.“

Als wüßte er den andern damit wohl genug beschieden, hob der Bauer das Beil wieder und spaltete mit einem Schlage das ergriffene Holzstück.

„Ich habe mit Euch zu reden,“ sagte der Pfarrer still und fest.

Der Jost wand sich wie unter einem Zwang. „Ja, was wollt Ihr denn?“ fragte er barsch.

„Wollen wir nicht ins Haus gehen?“

Eine Blutwelle huschte über des Bauern Gesicht. Er schien ein ungestümes Wort auf der Zunge zu haben. Auch war seine Haltung fast drohend. Aber dann besann er sich. Er stieg plötzlich über die Treppe hinauf, unbekümmert ob der Pfarrer folge. Der stand hinter ihm, als er in eine niedere und düstere Stube trat. Wohl war sie geräumig, hatte vier Fenster, die einen weiten Ausblick boten, fast wie der, den der Pfarrer von seinem Kirchhügel genoß, aber die Scheiben waren halb blind, Boden, Wände und Diele waren unsauber, eine schlimme Luft herrschte in dem Raume. Staub

und Schmutz hafteten an dem Tisch, den Bänken und Stabellen, die die Stube füllten. An der einen Wand, halb verdeckt von dem dunkeln Steinofen, hingen zwei Gewehre.

„Was ist?“ sagte der Bauer. Er war an den Tisch getreten und that die Frage über seine Achsel zurück.

„Ich bin gekommen, nach Eurem kranken Weib zu sehen,“ sagte der Pfarrherr.

Die Kinder waren hinter ihm hereingedrungen und drängten sich an ihm vorbei, um ihn aufs neue zu bestaunen. Nur der Albin war draußen geblieben.

„Mein Weib? Die braucht Euch nicht. Geht, wo Ihr hergekommen seid,“ murrte der Bauer finster. „Und woher wißt Ihr, daß sie krank ist?“

Das letzte hatte er in aufglühendem Zorne gefragt.

„Ich weiß es,“ sagte der Pfarrherr überlegen und einfach. „Und es ist meine Pflicht, nach ihr zu sehen.“

„In meinem Hause habt Ihr keine Pflicht. Wenn Ihr nichts anderes wollt, hättet Ihr mich nicht von der Arbeit wegzuholen brauchen.“

Der Geistliche richtete sich auf. Sein Blick belebte sich und erhielt eine große Macht. „Seid nicht widersetzlich, Adergand, als hättet Ihr etwas zu verbergen; Ihr dürft den Pfarrer nicht von einer Kranken zurückhalten, die vielleicht auf ihrem letzten Lager liegt.“

Es war, als duckte sich der andere unter der Rede. Er sah den Pfarrer von unten herauf an.

„Ihr habt recht,“ murrte er, „mit Euch Pfaffen ist nicht gut streiten. Und warum soll ich Euch das Weib nicht zeigen. — Da!“

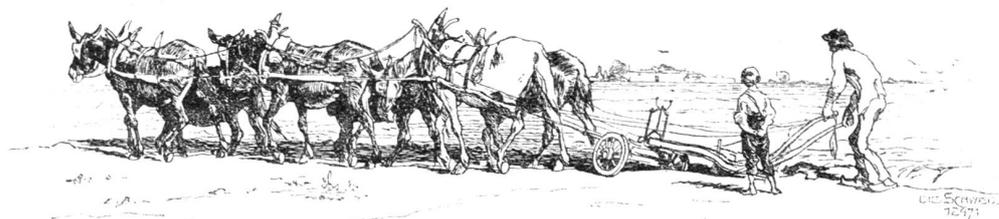
Er war plötzlich auf die Thür zugeschlitten, die den Fenstern gegenüber lag. Die stieß er auf.

„Da,“ sagte er noch einmal, „jetzt könnt Ihr mit ihr reden.“

Er verzog den Mund, als wollte er lachen. Der Pfarrer war in die Nebenstube getreten, aber es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, daß er nicht entflohe. Die Luft darinnen war zum Ersticken. Als seine Augen sich an das düstere Licht des Raumes gewöhnt hatten, sah er an einem Strohlager in einer Ecke ein Weib mit langem wirrem Haar und nur halb bekleidet kauern. Das dunkle Haar war feucht und hing in Strähnen auf die eine Schulter und über das halbe Gesicht. Es währte eine ganze Weile, ehe die Kauernde zu bemerken schien, daß jemand in der Stube war. Dann wandte sie das Gesicht ein wenig und schaute mit blöden Augen auf den Pfarrherrn. Sie lachte, hob eine hagere, unsaubere Hand und strich sich mit einer schmeichelnden Bewegung über das schmale Gesicht. Ein Stammeln brach von ihr, aber ihre lachenden Lippen vermochten kein Wort zu formen.



Die Heimkehr des verlorenen Sohnes.
Nach dem Gemälde von Eugen Burnand, Moudon, Waadt.
(Photogr. J. Boiffon, Genf).



Pflügender Bauer aus der Provence. Federzeichnung Eug. Burnands. (Aus „Miréio“).

„Redet mit ihr,“ sagte der Bauer im Rücken des Pfarrherrn.

Der wendete sich ihm plötzlich zu. „Was habt Ihr aus der Frau gemacht?“

„Ich?“ des Josts Mund war wie in Wut verzerrt. „Fragt Euren Herrgott, was er aus ihr gemacht hat.“

Der Pfarrherr that einen Schritt nach der Thür. Es verlangte ihn, den Bauern zur Rede zu stellen, als müßte dieser Schuld am Verkommen seines Weibes haben. Da kam ihm Jost zuvor.

„An einem Morgen,“ sagte er, „war sie gesund, wie Ihr und ich. Ich bin von ihr fortgegangen, zu Berg und habe beim Abschied mit ihr geredet, wie ich jetzt mit Euch rede. Als ich am Abend zurückkam, fand ich sie am Leibe lahm, der Schlag hatte sie getroffen. Glaubt Ihr es, oder nicht?“

„Es mag wohl sein,“ sagte der Pfarrherr.

„Sonst könnt Ihr den Albin fragen, meinen Buben, der ist bei ihr gewesen und kann Euch erzählen, wie es zugegangen ist.“

Der Bauer stieß die Worte heraus, gleich einem, der in Ketten liegt und einem Peiniger Rede steht. Ein Mitleid wollte den Pfarrherrn überkommen.

„Ich glaube Euch,“ redete er, „aber —“

„So fragt die Leute nicht aus, als ob sie ein Verbrechen auf dem Gewissen hätten,“ trozte der Jost.

Sie waren in die Stube zurückgetreten.

„Wer besorgt Euch die Frau?“ fragte der Pfarrherr wieder.

„Sind wir unser nicht genug!“

„Habt Ihr eine Magd im Hause?“

„Wozu? ich bin kein Herr und vermag keine Magd zu halten.“

„Das kann nicht so fort gehen, die Frau hat keine Pflege.“

Der Jost wurde ungeduldig und langsam färbte sich ihm das Gesicht. „Was schert das Euch?“ fuhr er auf. „Beim Teufel, seid Ihr Meister hier? —“

Geht Eurer Wege und laßt die in Ruhe, die nichts von Euch haben wollen.“

„Versteht mich recht,“ sagte der Pfarrherr und suchte des andern Hand zu fassen, „ich meine es gut mit Euch und Eurem Weibe. Schafft Euch eine Magd an. Was einem Weibe not thut, weiß doch nur ein Weib.“

„Das ist meine Sache,“ murrte der Bauer in sich hinein. „Da hat niemand darein zu reden.“

Da erst, als er sah, daß kein Reden nützte, wandte sich der Pfarrherr dem Ausgang zu. „Behüt Gott,“ sagte er. „Wenn Ihr mich dennoch einmal brauchen solltet, so ruft mich. Vielleicht ist Euch einmal lieb, zu wissen, daß ich komme.“

Der Jost verharrte in Schweigen. Erst als jener die Thüre hinter sich schließen wollte, rief er ihm mit vor Zorn und Hohn zitternder Stimme nach: „Habt Ihr jetzt herauspioniert, was Ihr habt wissen wollen!“

Der Pfarrherr wandte sich nicht zurück. Er hatte den Mantel wieder fester um sich geschlagen, und trat den Heimweg an. Als er von Hause hinwegschritt tönten die Stimmen der Knaben hinter ihm, die ihn höhnten und verlachten. Der Albin war nicht unter ihnen, sein Beil lehnte am Block, er arbeitete nicht mehr.

Der Pfarrherr begann den Abstieg. Seine Stirn war umdüstert; er hatte das erste trübe Bild in seiner Gemeinde gesehen, und es war ihm, als sei nicht mehr die ganze sein. Auf dem Lau-Gel war kein Grund für seine Saat! Als er aus seinen Gedanken gerissen wurde, weil der Weg ihn zwang, auf seine Schritte zu achten, gewahrte er, daß eine Schaufel die schmale Spur gebeffert hatte, die er in den harten Schnee getreten hatte. Er verwunderte sich. Diese Bauern befferten die Wege nicht für ihre eigenen Füße! Und während er in das Lawinenthal hinabstieg, blickte er nach dem Albin aus. Plötzlich, jenseits der Schrunde, kam er über diesen, wie er emsig Scholle um Scholle austach, hier eine Wehe durchschnitt und dort ein Loch füllte. Er war so ganz bei seiner Arbeit, daß er ungesehen bis in



DIE SCHWEIZ
12463

Geiststiftstudie von Eugen Burnand.

seine nächste Nähe kam. Da erst blickte jener auf mit leise gerötetem Gesicht und demselben dunklen Blick, den er schon einmal auf des Pfarrers Gesicht gerichtet hatte.

„Gott grüß dich,“ sagte der Priester.

Der Bub war zur Seite getreten, es war eine stumme Aufforderung, daß jener vorübergehe. Der Geistliche blieb stehen und sah ihm tief in die Augen. „Willst du mir meinen Gruß nicht zurückgeben?“ fragte er.

„Ja,“ kam da zögernd und mit trotziger Scheu der Bescheid.

„Für wen besserst du den Weg?“ fragte der Pfarrer.

Die Augen des Albin blitzten und seine Gestalt

streckte sich. „Weil es mir Freude macht,“ sagte er, und stach die Schaufel in den Schnee.

„Albin,“ nannte der Pfarrer seinen Namen. Seine Stimme hatte ein weiches Metall und gewann, daß der Bub abermals die Hände ruhen ließ und seine Augen zu ihm erhob. Er trat bis an den Knaben heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn an. „Du hast den Weg für mich gebessert,“ sagte er, „nicht wahr, Albin?“

Der Wind fuhr noch immer über die Halde. Er machte den Mantel des Priesters wehen und rührte die dunkeln Locken, die unter der Schneekappe hervor auf des Albins Stirn quollen. Dieser blickte den Pfarrherrn mit einem seltsamen Blick an. „Ja,“ sagte er, „ich wollte Euch den Weg leichter machen.“

„Ich danke dir, Bub,“ sagte der Geistliche. Dann, während er die Hände von des Knaben Schultern nahm: „Willst du nicht einmal zu mir kommen, Albin?“

„Nein!“ das klang weder schroff noch gehässig, aber gerade und fest.

„Warum nicht?“

„Was sollte ich bei Euch thun? Ich gehe nicht in die Kirche, der Vater will es nicht.“

Aber du kämst, wenn er dich ließe?“

„Nein! Ich mag in keine Häuser gehen, ich bin lieber im Freien.“ Und er that einen tiefen Atemzug, als wäre ihm Luft vomnöten.

Der Pfarrer neigte sich näher zu ihm: „Aber wenn du einen brauchst, der es gut mit dir meint, vergiß nicht, daß du zu mir kommen sollst.“

Der Bub schwieg.

„Hast du mich gehört, Albin?“ mahnte der Pfarrer.

„Ja,“ sagte er da, fast unhörbar und stach die Schaufel spielend in den Schnee.

„So behüt Gott.“

„Ade,“ gab er zurück; er legte die Rechte willig in die Hand des Pfarrers, die dieser ihm hinbot. Dann stieg der Hochwürdige bergab. Er verschwand in der Tiefe und that, vom Winde gestoßen und gezaust, seinen mühsamen Weg. Als er jenseits die Straße von Anderthalben erreichte, hielt er inne und sah sich nach dem Knaben um. Er sah ihn aufrecht und die Augen wider den Wind schützend, stehen und nach ihm hinunterspähen. Aber er wendete sich ab, sobald er sah, wie ihre Blicke sich begegneten.

(Fortsetzung folgt).

